

Ungesühnt

Ariel Sharon und das Massaker von Chatila – eine Reportage von Christian Schmidt (Text) und Kai Wiedenhöfer (Bilder)

Wie die Mörder wohl aussehen? Jean Genet hat sich das gefragt, als er am 18. September 1982 das Gassenlabyrinth des palästinensischen Flüchtlingslagers Chatila in Beirut betrat und die Leichen sah. Einzeln oder auf Haufen geworfen lagen sie da, das Blut oft noch frisch. Der französische Schriftsteller, ein überzeugter Freund der Fedajin, hielt fest: „Inmitten aller gefolterter Opfer, in ihrer unmittelbaren Nähe, kann ich mich nicht von dieser ‚unsichtbaren Vision‘ befreien: wie hat sich der Folterer verhalten? Wer war er? Ich sehe ihn und sehe ihn nicht.“ 600 palästinensische Frauen, Kinder und meist unbewaffnete Männer hatten ihr Leben verloren, 1200 werden bis heute vermisst.

Inzwischen müssen die Mörder zwischen Vierzig und Fünfzig sein. Vielleicht spazieren sie an diesem Sommerabend 2002 inmitten dieser tausenden von Menschen entlang der Corniche von Beirut. Vielleicht lehnen sie sich wie sie an das Geländer über dem Strand und freuen sich an dem glühenden Streifen, den die untergehende Sonne ins Wasser brennt. Sie können dies mit der gleichen Unschuld tun wie alle anderen. Sie rauchen vielleicht Wasserpfeife, der Tabak aromatisiert mit Apfel oder Pfirsich, sie kaufen wie alle ein Softice an einem fahrenden Stand, dessen Lautsprecher endlos „Albumblatt für Elise“ summen. Sie gehen vorbei am Hard Rock Café mit dem hoffnungsvollen Beatles-Zitat auf der Fassade: „The time will come when you see we are all one“. Man kann diese Gesichter ansehen und sich fragen und sieht nichts und erhält keine Antwort.

Fast genau zwanzig Jahre sind es her, seit die Mörder in das Lager eingedrungen sind. Es waren 150 Mann in den Uniformen der Phalange, einer rechtsstehenden libanesischen Partei. Christen seien sie, würden sie von sich sagen. Zwei Tage metzelten die Milizionäre die muslimischen Flüchtlingen nieder, unter den Augen der Israelis, die damals den Libanon besetzt hielten.

Inmitten der entstellten Leichen sah Genet eine Frau, der die Fingerkuppen wie mit einer Gartenschere abgeschnitten worden waren. Da krümmte sich ein Männerkörper mit offenem Gurt, ohne Geschlechtsteile. Eine Frau ohne Gesicht. Und immer wieder, was auch die Zeugen noch heute mit derselben inneren Aufruhr erzählen, als sei es gestern passiert: schwangere Frauen mit aufgeschnittenen Bäuchen. Um ihnen im letzten Atemzug das ungeborene Kind zu zeigen: einen kleinen Palästinenser, einen zukünftigen Terroristen also. Was für ein Tod!

Die Phalangisten werden nie dafür belangt werden; denn zehn Jahre nach dem Massaker wurde im Libanon eine Generalamnestie für alle Verbrechen der Kriegsjahre zwischen 1975 und 1990 erlassen. Den Entscheid fällte ein Parlament aus Warlords und Marionetten an syrischen Fäden. Zur Rechenschaft gezogen werden kann nur mehr einer: Ariel Sharon, anfangs der achtziger Jahre Verteidigungsminister Israels, heute Premier. Seit Länder wie Belgien die Notwendigkeit einer universalen Rechtsprechung erkannt haben, können Kriegsverbrecher unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit und unabhängig vom

Ort des Geschehens verfolgt werden. Sharon ist in Brüssel von 23 Überlebenden beschuldigt worden, für das Blutbad verantwortlich zu sein. Im Juni 2002 hat ein erstes Gericht die Klage abgelehnt, weil Sharon nicht nach Brüssel überstellt werden könne.

Während an der Corniche von Beirut der Feierabend überschäumt, sitzt der Palästinenser Muhammed Shawkat Abu Rudeina in Chatila, diesem Häusergeviert im Westen der Stadt, wo die Wohnungen wie gebrauchte Schuhschachteln aufeinander gestapelt sind, grau und schmutzig, fünf und mehr Stockwerke hoch. Auf den 200 mal 200 Metern Fläche des Lagers leben 18'000 Menschen. Das heisst, sie leben zu dritt oder zu viert in einem Zimmer, das gleichzeitig Schlaf- und Wohnraum ist und an dessen Innenwänden der Regen herabrinnt. Muhammeds Familie war 1960 nach Chatila gekommen, zwischen den beiden grossen Flüchtlingswellen von 1948 und 1967. Seine Eltern hatten gehofft, zumindest hier vor den Israelis sicher zu sein.

Muhammed Abu Rudeina hat das Massaker überlebt, aber er lebt nicht mehr. Er sagt: „Ich weiss nicht, was tun.“ Sein Vater, seine schwangere Schwester, sein Schwager und sein Cousin sind umgebracht worden. Er ist einer der Kläger gegen Sharon.

Als am Abend des 16. Septembers die Phalangisten ins Lager eindringen und die Häuser zu durchkämmen beginnen, befindet sich Muhammed Abu Rudeina zusammen mit seinen Eltern und Geschwistern im Haus eines Verwandten. Sie hören die Männer näher kommen, Schüsse hallen durch die Gassen, doch sie sind überzeugt, ihnen werde nichts geschehen, weil sie unbewaffnet sind. Sie täuschen sich. Als eine verletzte Frau sich zu ihnen rettet, folgen ihr die Phalangisten und treiben alle nach draussen. Die Männer müssen sich an eine Hauswand stellen. Den Kindern und Frauen befehlen die Phalangisten zu verschwinden, dann fallen erneut Schüsse. Muhammed Abu Rudeina hört die Schreie des tödlich getroffenen Vaters. Der Cousin stirbt unter den Hieben einer Axt. Zusammen mit dem Rest seiner Familie wird Muhammed ins nahe Sportstadion getrieben, durch Gassen, die mit toten Körpern übersät sind. Sechs Stunden werden sie dort gefangengehalten, dann explodiert ganz in der Nähe eine Mine, und sie können in dem Durcheinander entkommen.

Heute ist Muhammed Abu Rudeina 26, er hat graue Haare, und seine Augen blicken leer. Als sechsjähriger Knabe hat er soviel gesehen, wie man ein Leben lang nie sehen will. Der Vater hatte sich gewünscht, aus seinem einzigen Sohn würde einmal etwas Grosses, ein Arzt vielleicht. Das hat er immer wieder gesagt. Doch seit dem September 1982 hört Muhammed Abu Rudeina nicht mehr diese Worte, sondern nur noch seinen Vater, wie er stöhnend zusammensinkt. „Die Erinnerung geht nicht weg. Sie wird immer stärker“.

*

Wann sich die Anzeichen für ein bevorstehendes Massaker erstmals erkennen liessen, ist in dem endlosen Krieg Israels gegen die Palästinenser kaum schlüssig zu bestimmen, doch entscheidend könnte gewesen sein, dass Ariel Sharon in den frühen Morgenstunden des 15. Septembers 1982 nach Beirut fliegt und sich in das Hauptquartier der israelischen Armee begibt, untergebracht in einem Gebäude, von dessen Dach aus er das Flüchtlingslager überblicken kann. Chatila ist damals grösser und besteht aus mehrheitlich einstöckigen Bauten. Der Verteidigungsminister bespricht sich mit seinen Generälen, dann fliegt er nach

Tel Aviv zurück. Zweihundert Meter trennen die Israelis von den Flüchtlingen. Der englische Journalist Robert Fisk, zu dieser Zeit Korrespondent des Independent, wird bei seinen Recherchen nach dem Massaker beobachten, wie die Soldaten auf dem Dach mit ihren Ferngläsern die Gassen absuchen. Sie müssen zumindest teilweise gesehen haben, was im Lager geschieht.

Die IDF, die Israeli Defense Forces, haben drei Monate zuvor ihre Operation „Frieden für Galiläa“ begonnen und sind in das nördliche Nachbarland einmarschiert, um die PLO anzugreifen, welche ihre brutalen Attacken von hier aus gegen die Besetzer von Palästina führt. Im Kampf gegen die PLO bilden die Israeli eine Allianz mit den Truppen der Phalange, in deren oberstem Führungsgremium der damalige libanesischer Präsidentschaftskandidat Bechir Gemayel sitzt. Zwei Monate vor dem Massaker trifft sich Sharon mit Gemayel zu Lagebesprechungen. Von diesem Treffen existieren Gesprächsprotokolle, welche den Anwälten der Überlebenden des Massakers anonym zugesandt worden sind. Israel hat die Authentizität der Papiere weder bestätigt noch dementiert. Die Protokolle lassen erahnen, was in den Lagern geschehen wird. Gemayel erklärt, vereint werde man das „demographische Problem“ lösen, gemeint sind die palästinensischen Flüchtlinge. Als das Gespräch auf die Zukunft der von Chatila und das angrenzende Sabra schwenkt, gibt Gemayel seine Vision preis: Er werde an deren Stelle „einen Zoo“ bauen. Der Kampf der Verbündeten gegen die Stellungen der PLO in Beirut dauert bis Mitte August 1982, dann gelingt es amerikanischen Vermittlern, einen Waffenstillstand auszuhandeln, mit dem Ergebnis, dass Yasir Arafat und seine Kämpfer Beirut verlassen und sich nach Tunis zurückziehen. Arafat erhält dafür die Zusicherung, dass eine multinationale Truppe die wehrlos in Beirut zurückbleibende palästinensische Zivilbevölkerung vor Angriffen schützen werde.

Doch es kommt anders. Am 10. September, kurz nach der PLO, verlassen auch die amerikanischen Marines zusammen mit den französischen und italienischen Einheiten Beirut. Die Italiener sind zwar verspätet mit dem Schiff angekommen, doch nun „fliehen sie mit Flugzeugen des Typ Herkules“, wie Jean Genet beobachtet. Der Abzug erfolgt, obwohl Sharon inzwischen behauptet, in den Camps gebe es noch immer „2000 Terroristen“, was zwar unbewiesen ist, aber einen unmittelbar bevorstehenden Angriff erahnen lässt. Als am 14. September Bechir Gemayel bei der Explosion einer Bombe ums Leben kommt, erhält Sharon ein weiteres Argument, um gegen die Palästinenser vorzugehen. Er schreibt die Tat sofort der PLO zu und lässt am nächsten Tag Chatila und Sabra mit Truppen umstellen und abriegeln. Dass auch diese Anschuldigung falsch ist, wird er erst zugeben, als es zu spät ist. Die Quartiere werden anfänglich aus der Luft, später mit Artillerie beschossen. Nach seiner Rückkehr nach Tel Aviv erlässt Sharon den Befehl, die Lager zu „durchsuchen und aufzuwischen“, wie ein nach dem Massaker verfasster israelischer Untersuchungsbericht festhält. Diese Dreckarbeit soll allerdings nicht von den Israeli Defense Forces vollzogen werden, sondern von den Phalangisten, die dafür unter israelischen Befehl gestellt werden. Sharon rät den nach Gemayels Tod aufgebrachten Gefährten „nicht wie Frauen zu weinen, sondern wie Männer zu handeln“. Wie die Phalangisten das auslegen werden, ist voraussehbar; denn nach der Ermordung ihres Führers brennen sie vor Wut, und bereits 1975 haben sie in der Beiruter Vorstadt Ain al-Rumaneh 27 Palästinenser aus einem Bus gezerrt und getötet, ein Jahr später brachten sie über tausend der Flüchtlinge im Lager Tel el-Zaatar um, was die PLO in diesem endlosen Aug-um-Aug-Kampf jeweils mit ebenso grausamen Vergeltungsschlägen rächte.

Als die Phalangisten in Chatila eindringen, erhält Sharon telefonisch Meldung. Der Verteidigungsminister antwortet: „Glückwunsch! Die Operation unserer Freunde ist genehmigt.“ Die Knesset lässt er wenig später wissen, nun sei der lange erwartete Moment gekommen, um „eine grosse Zahl von Terroristen loszuwerden. – We have to finish them.“

Der Widerstand der Palästinenser ist schwach. Gewehrfeuer verwundet einen der Phalangisten an der Hand, einen anderen am Fuss; später kommen zwei ums Leben. Weil im Lager der Strom abgestellt wurde und die Milizionäre in den dunklen Gassen nichts sehen, fordern sie die Israelis auf, Leuchtbomben abzuwerfen, was auch geschieht. Bereits eine Stunde nach dem Einmarsch wird klar, was die Männer im Lager tun. Als einer der Phalangisten über Funk meldet, man habe 50 Frauen und Kinder vor sich und wisse nicht, was mit ihnen geschehen soll, antwortet der Leiter der Einheit: „Das ist das letzte Mal, dass ich eine solche Frage höre. Du weisst genau, was zu tun ist.“ Ein israelische Offizier hört die Meldung ab, und er vernimmt auch das rauhe Gelächter des Leiters. Eine Stunde später kommt ein ähnlicher Funkspruch, 45 Personen seien gefangen genommen. Nun lautet die Antwort: „Tu den Willen Gottes.“ Etwa zur gleichen Zeit erzählt ein Offizier der Phalange im Esszimmer des IDF-Hauptquartiers von dreihundert Leichen in den Gassen Chatilas. Später reduziert er die Zahl auf hundert. Sharons Stellvertreter hört die Meldung.

*

Muhammed Abu Rudeina kennt alle, die überlebt haben. Er trifft sie immer wieder, um über das Massaker zu reden. Die Menschen in Chatila haben nichts anderes zu tun. Wo keine Zukunft ist, sondern nur die Vergangenheit, gibt es zuviel Zeit. Man kann Muhammed begleiten, wenn er sich aufmacht, um diese Überlebenden zu sehen. Hier, hier und hier, deutet er, da lagen die Toten. Er zeigt, an welcher Wand der Vater stand, er stellt sich hin wie dieser in seinen letzten Sekunden. An jeder Ecke Chatilas klebt das Grauen des Massakers. Muhammed ist unterwegs zu Amal Hussein.

Amal spricht mit dieser beinahe unnatürlichen Sanftheit, wie sie Menschen eigen ist, die zuviel gesehen haben. Ihr Mann hört still zu, so aufmerksam, als würde er zum ersten Mal vernehmen, was sie zum hundertsten Mal erzählt. Er spielt mit einer Patronenhülse, an der seine Schlüssel hängen. Als die Israeli das Lager am 16. September unter Beschuss nehmen, rettet sich ihre Familie in einen nahe gelegenen unterirdischen Schutzraum. Amal aber bleibt bei ihrer Mutter im Haus, weil diese die Engnis des Bunkers nicht erträgt. Am folgenden Tag, nach einer endlosen Nacht, taucht Amals Schwester aus dem Bunker auf, weil ihr Baby Hunger hat. Kaum ist sie da, nähern sich Phalangisten dem Haus. Die Frauen fliehen in die hinterste Ecke des Gebäudes und verstecken sich in einer Toilette. Weil das Baby an Asthma leidet und hustet, hält ihm Amals Schwester den Mund zu. Das Kind läuft blau an. Durch das Fenster der Toilette hören sie die Schreie von Menschen, die draussen umgebracht werden. Dann beginnen die Männer auch das Haus von Amals Familie zu durchsuchen. Sie kommen immer näher, aber sie schauen nicht in die Toilette.

Als das Massaker zu Ende ist, beginnt Amals Mutter nach ihrer Familie zu suchen. Sie steigt in den Bunker hinunter. Ihre Mutter sei eine starke Frau gewesen, erinnert sich Amal. Aber vier Wochen, nachdem sie die

malträtierten Körper gesehen habe, sei sie erblindet, und sie habe bis zu ihrem Tod nie mehr geweint. Amal Hussein verlor einen Bruder, zwei Schwestern und mehrere weitere Verwandte.

Während man als Zuhörer Notizen macht und sich in diesem Meer von Schrecken an so greifbare Dinge wie Namen und Alter der Opfer klammert als seien es Rettungsringe, nutzt Muhammed die Zeit, um von der Übersetzerin englische Worte aufzuschnappen. Er trägt sie in ein Buch ein, das nicht grösser ist als eine Visitenkarte. Es sei sein Schlüssel, um diesem Gefängnis eines Tages entrinnen zu können, irgendwohin, sagt Muhammed. Dann führt er weiter, zu Muhammed Ibrahim Faqih, vorbei an einem Eisentor, hinter dem sich ein Massengrab befindet, und vorbei an der violetten Eistruhe mit der Aufschrift „Muller“. Umringt von ein paar Kindern steht sie wie eine verirrte Blume im Grau des Betons von Chatila. Es ist einer der wenigen Orte, wo gelacht wird.

Muhammed Ibrahim Faqih wohnt etwas ausserhalb, um der steten Erinnerung an das Gemetzel zu entgehen. Er überlebt das Massaker, weil er seinen Sohn retten muss, den Geschosssplitter am Bein verletzt haben. Der Vater trägt sein Kind ins nächstgelegene Spital. Doch als er das Krankenhaus erreicht, kommen Frauen aus dem Gebäude gerannt und rufen ihm zu: ‚Fort! Fort! Sie sind auch da drinnen, sie töten alle!‘ So eilt er weiter, den blutenden Sohn in den Armen. Als er das am anderen Ende des Lagers gelegene Spital erreicht, taucht auch dort die Miliz auf. Das mutige Personal lässt sie zwar nicht hinein, aber Muhammed Ibrahim Faqih eilt dennoch weiter. Erst im dritten Krankenhaus lässt er den Knaben zurück. Aufgrund der Lage entscheidet er sich, später nach Hause zurückzukehren. Als er am nächsten Tag dann durch die Gassen geht, sieht er am Eingang von Sabra einen Menschenhaufen, ein wirres Durcheinander von aufeinandergeschichteten Körpern. Es sind fast alles Kinder, erschossen, erschlagen, mit durchschnittener Kehle. Muhammed Ibrahim Faqih sucht nach seinen beiden Töchtern und findet sie. Zweieinhalb war die eine gewesen, vierzehn die andere. Er sagt nicht, wie sie ausgesehen haben, wie sie gestorben sind, was man mit ihnen gemacht hat. Bulldozer waren daran, die toten Körper in eine Grube zu stossen.

*

Die Meldungen aus Chatila erreichen Sharons Büro in Israel erst zwölf Stunden nach Beginn des Massakers, am 17. September morgens um 7 Uhr 30. Bis er davon persönlich erfahren habe, sei es jedoch Abend geworden, schreibt der Verteidigungsminister in seiner Autobiographie mit dem Titel „Warrior“. Man informiert ihn mit den euphemistischen Worten, der Zivilbevölkerung sei „mehr angetan worden als man erwartet habe,“ und die Phalangisten seien „zu weit“ gegangen. Inzwischen wissen aber bereits die amerikanischen Gesandten von dem Blutbad, und sie verlangen von den Israelis ultimativ, die Phalangisten abzuziehen. Doch in Chatila sterben weiter Menschen, während die israelischen Soldaten die Ausgänge besetzt halten und die verzweifelt um Hilfe bittenden Insassen teils mit Waffengewalt an der Flucht hindern. Erst nach vierzigstündigem blindem Wüten verlassen die Killer das Lager. Die Gassen sind übersät mit Leichen von Frauen und Kindern. Bewaffnete Männer finden sich kaum. Die einzigen Terroristen in Chatila waren in diesen Tagen die Phalangisten, und diese standen unter dem Befehl der Israelis.

Die Toten werden gezählt, es sind sechshundert. Doch schnell zeigt sich, dass weit mehr Menschen vermisst werden. Beim Roten Kreuz gehen in den Tagen nach dem 19. September insgesamt 1200 Meldungen ein. Was mit diesen Menschen geschehen ist, bleibt bis heute unklar. Viele von ihnen werden nie gefunden. Verschwunden sind jene, die von den Phalangisten ins nahe Sportstadion getrieben und dort den IDF überlassen wurden, aber nach dem Ende des Massakers wieder in die Hände der Milizionäre fielen und von ihnen mit Lastwagen weggebracht wurden. Wohin? Der Journalist Robert Fisk, einer der erfahrensten Libanon-Korrespondenten, vermutet unter dem Golfplatz von Beirut ein Massengrab mit den Überresten von mehr als tausend Menschen.

*

Bei ihrem Entscheid, die Klage gegen Ariel Sharon abzuweisen, beurteilten die Richter in Brüssel nicht die Rolle des damaligen israelischen Verteidigungsministers, sondern sie verneinten die Durchführbarkeit des Prozesses. Sharons Rolle in Chatila wurde bereits einmal beurteilt, und zwar in Israel selbst. Im Februar 1983, ein halbes Jahr nach dem Blutbad, kam eine Kommission unter der Leitung des Präsidenten des Obersten Gerichtshofes zu einem für Sharon vernichtenden Schluss. Der Bericht der Kommission – er liest sich wie die Chronik eines voraussehbaren, ja bewusst in Kauf genommenen Massakers – hält unmissverständlich fest, Sharon habe zu wenig unternommen, um die Ermordung der Flüchtlinge zu verhindern. Ein solches Vorgehen der Phalangisten sei „zwingend“ zu erwarten gewesen, weshalb der Verteidigungsminister seine „humanitäre Verpflichtung“ hätte wahrnehmen müssen und entsprechende Gegenmassnahmen ergreifen. Weil er das als oberster Befehlshaber unterlassen habe, sei er „persönlich“ für die Ereignisse verantwortlich. Sharon trat nach der Publikation des Berichts von seinem Amt als Verteidigungsminister zurück.

Die Überlebenden des Massakers haben am 3. Juli 2002 gegen den Entscheid der Richter in Brüssel appelliert; nun liegt die Klage vor dem höchsten Gericht Belgiens. Doch das Urteil steht noch aus, und so jährt sich das Massaker von Chatila zum 20. Mal, ohne dass der Tod von beinahe zweitausend Menschen je Konsequenzen hatte, ohne dass der Kampf zwischen Israel und den Palästinensern im geringsten beeinflusst worden wäre. Seit Beginn der zweiten Intifada sind 1901 Palästinenser von israelischen Sicherheitskräften erschossen worden, und die palästinensischen Selbstmörder sprengen weiterhin Busse und Restaurants voller Jugendliche in die Luft. Einer von ihnen kam aus Chatila.

publiziert in „NZZ Zeitbilder“, 31. August 2002

© Text Christian Schmidt